

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 105. Bydgoszcz / Bromberg, 10. Mai 1938

Im Kino fing es an..

Roman von Hugo M. Kritz.

(10. Fortsetzung.)

Onkel Leonhard fand das sehr amüsant. Es saßen viele Damen auf der Caféterrasse. Viele schöne, junge, elegante Damen. Manche hatten schon das neue Frühjahrskostüm an, obwohl es vielleicht noch etwas zu kühl war zum Draußensitzen; andere kamen gerade vom Schneider und mußten sich bei einer Tasse Kaffee von den Strapazen einer vielstündigen Zermürbung erholen. Alle aber setzten sich so, daß ihnen die Sonne in die Gesichter schien, manche hatten sich sogar Brillen mit grünen Gläsern mitgebracht, die sie ohne Scham aus ihren Handtäschchen hervorholten und auf die gepuderten Nasen stülpten. Sonnenanbeter, dachte Leonhard. Großstädter im kalten Norden. Er dachte an Rio, wo die feinen Damen nichts so verabscheuen, wie die Sonne und braune Gesichter, wo Schönheit nach der Weiße und Zartheit des Teints bemessen wird. Zwischendurch erzählte er Tutti sehr ernst die traditionellen Schauergeschichten vom Klabautermann, vom wandelnden Mönch und vom Gespensterschiff. Die Geschichten hatte Tutti zwar schon einige hundertmal gehört, aber gerade das war ja das Schöne daran, daß man sich im vorhinein zum Beispiel auf die Stelle freuen konnte, wo der wandelnde Mönch mit Totenköpfen nach den Schiffen warf, was sehr aufregend war.

So verging eine Stunde in der Sonne, durchweht von einem warmen und freundlichen Wind, der hin und wieder einen bunten Tischtuchzipfel aufflattern ließ oder vielleicht einen schlanken Frauenrock, was weitgereisten Seeleuten ungleich willkommener war.

Sie gingen dann die Joachimsthaler Straße hinunter, und da war in einem Hausflur ein wunderbarer Laden mit hundert bunten Zeitschriften, als wären die Wände mit buntem Papier behangen. So viel herrliche Bilder durfte man sich nicht entgehen lassen, und geduldig stand Leonhard an dem Zeitungsstand und betrachtete auch seinerseits nur nicht mit dem gleichen elementaren Wissensdurst, die Zeitungen und Journale. Die Mannigfaltigkeit englisch-amerikanischer Magazine versetzte ihn in Erstaunen. Er wunderte sich über die Langmut der Druckmaschienen in aller Welt. Wer zum Teufel mochte Gefallen finden an diesen von Stubenhockern erlogenen Geschichten. „Treu bis in den Tod! Diese Geschichte erhielt den 5000-Dollar-Preis der Redaktion. Lesen Sie die erschütternden Erlebnisse einer Waise aus Arkansas!" Leonhards Blick verließ die Waise. Und plötzlich knallte ihm in roten Lettern der Name Lucille Howard in die Augen. Er wußte zunächst nicht, woher er kam. Dann fand er ihn, ganz oben am Rande eines englischen Magazins. Wörtlich: Love me to night. By Lucille Howard.

Tutti wunderte sich, warum Onkel Leonhard plötzlich so vergnügt kicherte. Sie hatte aber gerade eine Mickymaus entdeckt und hockte sich nieder, um sie eingehend zu betrachten. Leonhard griff schon in die Tasche, um das Magazin zu kaufen. Aber dann fiel ihm eine Geschichte ein. Es war auch eine Geschichte mit „love", mit Sonnenuntergang, mit leiser Musik, eigentlich eine Kurzgeschichte mit befriedigendem Verlauf, allerdings ohne jene Doppelpointe, der Lucille Howard bei Tag und Nacht fieberhaft nachjagte. Darum hatte sie sich auch geweigert, sie niederzuschreiben. Sie hatte ihre freche Nase in die Luft gesteckt: „Geschichten, die man schreibt, darf man nicht erleben. Und Geschichten, die man erlebt, darf man nicht schreiben. Good bye, schwarzer Flibustier!" Und dann hatte sie ihn noch schnell um zweihundert Dollar angepumpt. „Frohe Tage in Nizza" konnte man diese Geschichte nennen. Vier Wochen? Vier Jahre? Wie lange war das her? Er sah sie deutlich vor sich, die wilde, kleine Lucille, diesen ewigen Backfisch mit dem Verstand eines ausgekochten Gangsterkönigs. Schleierhaft, wie alt dieses Geschöpf Lucille sein mochte. Kaum unter dreißig, wenn man alles wohl erwog. Aber das war eben nur eine Erwägung. Sie war so ein amerikanisches Neunzigpfundgirl, aber hart wie Eisen. Und weich wie Wachs — wenn sie gerade wollte. Und wie sie an der Schreibmaschine saß! Mit weit unter den Tisch gestreckten Beinen, einer Zigarette schief im Mundwinkel, ein Auge krampfhaft zukneifend. Es konnte einem wohl angst und bange werden um die Zukunft der Literatur. „O, Liebling", hörte er sie trällern, „davon verstehst du nichts. Wir sind die Schaffenden dieser Erde." — „O ja?" Es war immer spaßig, allerdings aussichtslos gewesen, ihr zu widersprechen: „Ihr bringt nur die Dienstmädchen auf dumme Gedanken mit euren Geschichten. Das ist das einzige, was ihr schafft." — „Es ist besser, dumme Gedanken zu haben, als gar keine. So wie du." Daß Lucille jemals um eine Antwort verlegen war, hatte kein Sterblicher noch erlebt. Ja, sie war ein süßer kleiner Teufel, diese Lucille Howard. Aber ihre Geschichte mochte er nicht lesen. Er zog die Hand wieder aus der Tasche.

Tutti hatte jetzt genug von den Bildern. Sie begann bereits den vorbeigehenden Hunden nach den Ohren zu haschen.

Leonhard sagte aufgeräumt: „Komm, wir gehen jetzt ein Telegramm aufgeben an eine Schaffende dieser Erde in Nizza."

„Zu wo?"

„In Nizza. Das ist eine Stadt an einem blauen Meer. Dort lebt die ulkige Tante, an die wir jetzt telegraphteren. Komm."

Im Postamt des Bahnhofs Zoo gab Leonhard folgendes Telegramm auf:

> Lucille Howard, Hotel Negresco, Nice. Drahte 200 Dollar wenn irgend möglich. Bin in Druck. Gruß und Kuß Schippenheil, Hotel Eden, Berlin.

Es war nicht zu leugnen, daß es eine gute Idee gewesen war. Er hatte diese zweihundert Dollar völlig vergessen. Wie der Dollar stünde, fragte er den Schalterbeamten. Zwei achtundvierzig, gar nicht übel, das waren

erst einmal fünfhundert Mark. Lucille mußte ja jetzt viel Geld haben. Sagte sie nicht etwas von tausendfünfhundert Dollar, die man für eine Magazingeschichte bekäme? Also, die Welt war in Ordnung. —

*

Leonhard und Tutti waren nur noch wenige Schritte entfernt von der Villa Vinzenz von Schippenheils, da fuhr eine große, spiegelndschwarze Limousine vor. Der Chauffeur sprang heraus, nahm die Mütze ab und öffnete den Schlag.

Ein unscheinbarer kleiner Mann stieg aus. Er war von schwer bestimmbarem Alter. Er mochte vierzig, aber auch fünfzig sein, sein Haar war spärlich und von blondgrauer Farbe, ebenso sein hängender ungepflegter Schnurrbart, der an den Spitzen weiß war. Er trug einen altmodischen hellbraunen Überzieher, dessen mehrfach abgesteppter Rand kaum über die Knie reichte, einen Stehkragen mit eingebogenen Ecken und einer zerknüllten, farblosen Krawatte und einen steifen Hut. In der Hand hatte er einen Stock mit Elfenbeingriff. Die schmale und gebeugte Gestalt trug einen verhältnismäßig großen, scharfzügigen Kopf. Ein schmallippiger, fester Mund, halb verhängt von dem Gestrüpp des Bartes, buschige Brauen, von einer scharfen senkrechten Stirnfalte geteilt, eine schmale nervöse Nase, die das Gewicht einer unnatürlich dickglasigen, goldgefaßten Brille trug, hinter der die Augen nur verschwommen und ins Riesenhafte verzerrt erschienen, trübe, graue Augen, die den Blick in die Ferne scheuten und über Büchern, Berechnungen und Aufzeichnungen ihre Kraft erschöpft hatten.

Dieser kleine Mann in der vernachlässigten Kleidung eines herabgekommenen Bureauangestellten war „der Herr", war Tuttis Vater, Vinzenz von Schippenheil.

Er stand auf dem rotgelben, kiesbestreuten Weg, klopfte mit seinem schwarzlackierten Spazierstock auf den Boden und ließ Leonhard und Tutti herankommen. Er erkannte Leonhard zunächst nicht, denn er hatte ihn seit Jahren nicht gesehen. Er erkannte aber die hüpfende Winzigkeit an Leonhards Seite. Der Chauffeur stand noch am Wagen, die Mütze in der Hand, in Erwartung eines Befehls. Hinter den Gardinen der Veranda aber drückte die Henrici sekundenlang ihr leichenblasses Gesicht gegen die Scheiben, dann kam sie schlotternd herausgelaufen, um Tutti in Empfang zu nehmen.

Leonhard sah, daß ein Zusammenstoß nicht mehr zu vermeiden war. Er gab Tuttis Hand frei und blieb knapp vor Vinzenz stehen. Tutti rannte in die Arme der Henrici.

„Guten Tag, Vinzenz", sagte Leonhard arglos, denn es war ja so, daß sie nicht eigentlich „die Beziehungen abgebrochen" hatten, sondern daß sie eben nur nicht miteinander verkehrten.

Aber Vinzenz erwiderte den Gruß nicht. Der Kies spritzte unter seinen Stockhieben. Seine Stimme schnarrte wie eine exakte Maschine.

„Wie kommst du zu Dorothea?" Er meinte damit Tutti, denn eigentlich hieß sie Dorothea.

„Ich war mit ihr spazieren", sagte Leonhard.

Vinzenz drehte den Kopf herum und sagte zu dem Chauffeur: „Fahren Sie in die Garage." Und dann fühlte die Henrici die riesenhaften Augen auf sich ruhen: „Gehen Sie ins Haus. Sie können gleich Ihre Sachen packen." Das ältliche Mädchen heulte auf wie ein getroffenes Tier. Sofort fing auch Tutti an zu brüllen. Beide flüchteten ins Haus.

„Laß doch die Henrici aus dem Spiel", sagte Leonhard gereizt. „Die kann ja gar nichts dafür."

Mit einem Ruck fuhr der Wagen an.

„Sie hat ihre Pflicht vernachlässigt. Ich dulde es nicht, daß mein Kind beliebigen Leuten ausgeliefert wird. Über mein Kind habe nur ich zu bestimmen, und niemand anders. Und ich untersage dir jeden Umgang mit Dorothea. Hast du verstanden, Leonhard?" Seine Stimme war jetzt scharf wie geschliffener Stahl.

Leonhard fühlte, wie ihm das Blut in den Kopf schoß. „Treib's nicht auf die Spitze!" rief er. „Ich bin nicht irgendein beliebiger Mensch, dem dein Kind ausgeliefert wird. Ich verbitte mir diese Gehässigkeiten, für die du keinen andern Grund hast als deine verschrobenen Ansichten, dein engstirniges Spießertum, über das hinaus du nicht zu denken vermagst. Mir hat nie etwas an einem Umgang mit dir gelegen. Ich gönne dir von Herzen dein Geld, und wenn du es auch für unfruchtbare Marotten hinauswirfst, was geht das mich an? Werde selig wie du meinst selig zu werden. Ich habe nichts gegen dich, du gehörst in eine fremde Welt, mit der ich nichts gemein habe. Wogegen ich aber wohl etwas habe, das ist die gemeine Art, wie du überall von mir sprichst. Du kannst mir den Umgang mit Dorothea untersagen, das ist dein Recht. Dann aber untersage ich dir, von mir zu sprechen als einem entarteten Sproß der Familie, als einem Vagabunden und Taugenichts. Hast du verstanden, Vinzenz?"

Der kleine graue Mann sah unbeweglich an Leonhard vorbei. Er sagte mit eintöniger Stimme:

„Ein Mensch ohne Verantwortungsgefühl, ohne Ernst, ohne Ziel ist ungeeignet als Gesellschaft meines Kindes. In deinen Kreisen magst du etwas gelten, sie sind deiner wert. Für mich ist entscheidend, ob ein Mensch seine Pflicht tut. Nichts weiter. Du hast dein Leben lang nicht gewußt, was Pflicht ist. Für dich ist das Leben eine Kette von Sonntagen. Leute wie du haben die Welt noch niemals auch nur um einen Schritt weitergebracht. Darum sind sie überflüssig und schädlich. Mehr habe ich dir nicht zu sagen."

Er wandte sich ab und ging ins Haus, ohne Eile, mit gesenktem Haupt und kleinen, steifen Schritten.

Leonhard zog die Fäuste aus der Tasche. Er entspannte die Finger und ging zum S-Bahnhof.

*

Lotte saß am Klavier und übte Tonleitern. Die Sonne schien ins Zimmer und das Fenster stand offen.

Vor sich hatte Lotte keine Noten, sondern eine Morgen-Zeitung aufgestellt. Die Finger eilten ja von selbst über die Tasten, und das Ohr war wachsam. Zwei Stunden am Tage mußte sie Läufe üben, das ging so seit Jahren. Sie brauchte die Hände nur aufzusetzen, sogleich fingen sie selbsttätig wie ein mechanisches Uhrwerk zu laufen an und Lotte hatte Zeit zu denken, Zeitung zu lesen oder sich mit Frau Eckerlin zu unterhalten.

Frau Eckerlin erzählte immer wieder von Weimar, wie sie Küchenmädchen gewesen sei in der Hofgärtnerei des Erbprinzen, wo Herr von Liszt die Sommermonate verbrachte. Sie schwelgte dabei in Jugenderinnerungen. Manchmal spielte ihr Lotte auch einige Walzer vor und Frau Eckerlin vergoß Tränen, denn das war noch viel schöner als ins Kino zu gehen . . .

Lotte war immer sehr bedacht darauf, Frau Eckerlins Musikbegeisterung von neuem zu entfachen, denn sie wußte wie schwer es war, ein möbliertes Zimmer zu finden, in dem man täglich viele Stunden Klavierspielen durfte. Sie schätzte darum ihren Aufenthalt bei der Witwe Eckerlin, brachte ihr mitunter Kinokarten und nahm die arglose Vertraulichkeit hin, mit der die Alte Lottes Freuden und Leiden zu den ihrigen machte. —

Lotte blickte auf das Morgenblatt vor sich auf dem Notenbrett und versuchte, sich scharf auf das Gedruckte zu konzentrieren. Sie las aber jede Zeile dreimal, ehe sie ihren Inhalt begriff, und war überhaupt recht nervös und ungeduldig und blickte immer wieder nach der Schwarzwälder Uhr über dem Klavier. Es waren noch vierzig Minuten bis zwei, und so lange mußte sie noch diese idiotischen Übungen machen, die ihr heute so wenig behagten. Sonst war sie um zwölf Uhr bereits fertig damit, aber sie war heute sündhaft spät aufgestanden, wie Frau Eckerlin mit einem beziehungsvollen Lächeln, das Lotte eigentlich unbegründet fand, bemerkt hatte. Nun war ihre Tageseinteilung in Unordnung geraten.

Als zehn Minuten vor zwei das Telephon klingelte, spielte Lotte mit äußerster Gelassenheit weiter und starrte auf die Zeitung. Sie las das Wort „Haushaltsware" und kam darüber nicht hinaus, so angesterngt horchte sie, ob die Eckerlin an die Tür klopfen würde oder nicht. Sie hätte sich aber geschämt, mit dem Spielen aufzuhören, denn galt der Anruf nicht ihr, wäre sie sich wie „versetzt" vorgekommen.

Es war aber „ein gewisser Herr Schippenkeil oder so", wie die Eckerlin eifersüchtig meldete.

(Fortsetzung folgt.)

Die Festung der Mädchen.

Pfändungsgeschichten, mit zwei lachenden Augen erzählt.

Von **Richard Brunotte.**

Auf eine recht eigenartige Weise hat sich der Pariser Schriftsteller Leon Gavrois von seinen Schulden befreit. Bis vor kurzem war der Gerichtsvollzieher bei ihm häufiger Gast. Der arme Dichter mochte soviel schreiben, wie er wollte — die Zeitungen, an die er sich mit Vorliebe wandte, schickten ihm nahezu alles wieder zurück, die Gedichte, die Stimmungsbilder, die Kurzgeschichten. Die kümmerlichen Honorare reichten nur zu einem überaus bescheidenen Leben, und die 108 Pfändungsprotokolle, die im Laufe eines Jahres bei dem hoffnungslosen Schuldner aufgenommen wurden, zeitigten auch nicht das geringste Ergebnis. Da brachte der immer wachsende Haufen dieser unerfreulichen Akten den Dichter auf einen originellen Gedanken: Er benutzte das Papier, um darauf einen Roman niederzuschreiben. Es muß wohl eine recht unterhaltsame Lektüre gewesen sein, die „Festung der Mädchen". Sie hielt sicher, was der Titel versprach. Jedenfalls wurde es ein solcher Erfolg, daß der Dichter mit einem Schlage alle seine Schulden bezahlen konnte. Er hatte natürlich dafür gesorgt, daß die seltsame Entstehungsgeschichte des Romans bekannt wurde. Und so haben die Pfändungsprotokolle zweifellos zu dem Erfolge beigetragen . . .

Der Vollziehungsbeamte, der zuvor so häufig bei Leon zu Gast war, gehörte sicher zu den rücksichtsvollen und mitfühlenden Seelen, wie sie heute erfreulicherweise keine Seltenheit mehr sind. Heute dürfen sie in unserem Vaterlande, wo das Wort von der Volksgemeinschaft gilt, weitaus die Mehrheit bilden. Aber früher war das vielfach ganz, ganz anders. Und so kann man es zwar nicht billigen, aber dennoch verstehen, wenn so ein allzu hartnäckiger und gar zu rücksichtsloser Beamter von dem bedrängten Schuldner einmal hinters Licht geführt wurde. Die Geschichte, die sich da vor Jahren in Frankfurt am Main ereignet hat, wurde von einem Juristen erzählt, darf also auf Glaubwürdigkeit Anspruch erheben . . .

Der Eifer der Gläubiger war in jenem Falle etwas weit gegangen. Der gehetzte Schuldner mußte feststellen, daß sein Haus während des größten Teiles des Tages von scharfen Augen bewacht wurde. Und einem dieser hartnäckigen Wächter widerfuhr das Glück, daß er eines Abends um sechs Uhr sah, wie man vor der Tür des Schuldners einen Wagen voller Weinflaschen ablud. Es ist zu begreifen, daß diese Feststellung erhebliches Mißfallen erregte. Der Gläubiger zögerte nicht, spornstreichs die Pfändung der Spirituosen zu veranlassen. Als der Vollzugsbeamte den Weinkeller des Schuldners versiegelte, legte allerdings der Betroffene geharnischte Verwahrung ein: „Ich mache Sie auf die Folgen aufmerksam! Ich will mit der Sache nichts zu tun haben." Aber das machte gar keinen Eindruck. Die Versteigerung fand statt. Und da die Etiketten auf den Flaschen die erlesensten Genüsse versprachen, so waren sie im Nu an den Mann gebracht.

Die Käufer erleben jedoch eine böse Enttäuschung. Das Naß, das ihnen durch die Kehle rann, war — Essig, mit Wasser verdünnter Essig! Entrüstet wandte man sich an den Mann, aus dessen Keller die Flaschen stammten. Aber der Schuldner zuckte die Achseln: „Ich habe gegen die Pfändung Verwahrung eingelegt. Niemand kann mir einen Vorwurf machen. Darf ich mit meinen Weinflaschen nicht tun, was ich will?" Es wird berichtet, daß die Käufer das Essigwasser behalten mußten, und angeblich wurde den Gläubigern der Erlös der Versteigerung auf ihre Forderungen angerechnet . . .

Andererseits kann es nicht wunder nehmen, daß die Vollziehungsbeamten beispielsweise in der guten Stadt Wien ganz besonders gemütvolle Menschen sind. Das hat sich vor einigen Jahren auf eine überaus drollige Weise gezeigt. Da hatte der Angestellte eines Rechtsanwalts gemeinsam mit einem Vollzugsbeamten einen Kaufmann aufgesucht, der 2400 Schillinge schuldete. Die Männer fanden eine ärmliche, kleine Wohnung: Vorraum, Küche und Schlafzimmer mit den dürftigsten Möbeln. Und dann stellten die unerwünschten Besucher fest, daß die offensichtlich so bedauernswerte Familie noch Zuwachs erwartete. Die Frau war so nervös, daß sich die beiden Männer schleunigst wieder davon machten. Das Schicksal des Schuldners ging ihnen so nahe, daß sie bei Bekannten und sonstigen mildtätigen Leuten eine kleine Summe zusammenbrachten, die sie den in Not geratenen Leuten übermitteln wollten, als die Taufe des neuen Erdenbürgers stattfand.

Diesmal aber wurden die beiden ganz anders empfangen. Eine Flügeltür öffnete sich vor ihnen. Ein großes, prunkvolles Zimmer nahm sie auf. Eine Auswahl delikater Speisen breitete sich auf dem blendend weißen Damast des lang ausgezogenen Tisches. Als der Hausherr die neuen — ihm gänzlich unbekannten — Gäste lächelnd begrüßte, mußte er allerdings eine Enttäuschung erleben. Der Vollziehungsbeamte und sein Begleiter dachten nun nicht mehr daran, das Taufgeschenk zu überreichen. Sie staunten zwar gebührend über die Geschicklichkeit, mit der man ihnen vierzehn Tage zuvor eine kleine ärmliche Wohnun vorgegaukelt hatte. Dann wiesen sie den Vollstreckungsbefehl vor. Der Herr des Hauses verlor trotzdem die Fassung nicht. Verbindlich lächelnd überreichte er ihnen die 2400 Schillinge, die er schuldig war. Dann bat er die Herren inständig, ihm doch an diesem festlichen Tage ebenfalls die Ehre zu schenken und die Küche seiner lieben Frau nicht zu verschmähen . . .

Lerche und Mensch.

Singend steigen,
Steigend singen,
Sich im Reigen
Lichtwärts schwingen —
Solches ist der Lerche Los
Ist es wenig? Ist es groß?

Ringend schweigen,
Schweigend ringen,
Erdkraft zeigen,
Selbstbezwingen —
Solches ist des Menschen Los
Ist es wenig? Ist es groß?

Hell wie Geigen
Bebend klingen,
Stumm sich neigen
Im Vollbringen —
Lerchenlos und Menschenlos:
Beides heilig! Beides groß!

Heinrich Anacker

Wienermadl.

Zeitbild von **Franz Friedrich Oberhauser.**

Als der Herr Malten das Wienerkind Gerda vom Bahnhof abgeholt hatte und mit dem Mädchen durch die Peter-und-Paul-Straße nach Hause ging, stand Fräulein Christa Meinhelm vor der Tür ihres Geschäftes und nickte ihm freundlich zu.

„Das ist aber nett, Herr Malten", sagte sie, „daß Sie sich auch an die Jugend in der Stadt an der Donau erinnern . . ."

„Ja, Fräulein Meinhelm, ich werde doch nicht zusehen, wie die Bauern ringsum den Stadtkindern einen gesunden Urlaub vergönnen auf den Feldern und in den Wäldern. Ich bin ja allein, wie Sie wissen, und Platz genug ist in meinem Landhäuschen auch. Also . . ."

Fräulein Christa sagte gar nichts; aber sie sah dem Herrn Malten einige Augenblicke lang wortlos nach, wie er die Straße weiter lief; er, der einsame Malten, mit dem kleinen blonden Mädchen aus der großen Stadt, das so blaß war und dem die Freude über den schönen Landaufenthalt aus den Augen leuchtete.

Wenn die Türglocke nicht einige Male schon schrill angeschlagen hätte, hätte Fräulein Christa vermutlich noch lange unter der Tür gestanden und sich über diesen etwas eigenwilligen und stillen Herrn Malten allerlei Gedanken gemacht.

Herr Malten aber brachte sein Mädelchen wohlbehalten in das Haus. Zeigte ihm das Zimmer, führte es zum gedeckten Tisch, und die alte Brigitte, die ihm das Haus in Ordnung hielt, hatte die Arme verschränkt und sah diesem unerwarteten Treiben mit verschwiegenen Gefühlen zu. Es kam eine neue Zeit für das stille Haus. Die Jugend ergriff davon Besitz. Die Leute ringsum merkten es und ließen es merken; sie waren besonders freundlich und lachten Malten zu. Gerda kam sichtbar sowohl zu körperlichen als auch zu geistigen Kräften. Das spürte Herr Malten am besten, wenn er so rasch wie möglich nach der Bureauarbeit heimkam und schon von weitem den Gesang des Kindes hörte. Gerda scheute sich auch nicht, ihren Gefühlen und Wünschen freien Lauf zu lassen. Bald hatten sich Mädchen und Jungen gefunden, und es kam sogar vor, daß die ganze Kolonne unter unbändigem Gelächter über das glatte, breite Stiegengeländer rutschte, voran Gerda, die Malten geradewegs in die geöffneten Arme sauste.

Nein, so etwas hatte sich der Mann nicht träumen lassen! Die Jugend bewegte sein Blut. Er versäumte sogar den Abendschoppen bei den „Sechs Schwalben". Er saß viel lieber mit der blauäugigen Gerda in seinem Herrenzimmerchen und besah sich mit dem klugen, vielwissenden Stadtseelchen die bunten Bilderbücher.

Die Zeit verging. Die Ferien waren zu Ende.

Es kam der letzte Abend. Malten saß wieder in seinem Bibliothekzimmerchen und Gerda neben ihm. Sie hatte ihren Kopf an seine Schulter gelehnt. Eine ganze Weile schwiegen beide. Die Kleine blätterte in einem Buch, und Malten sah auf die alten Bilder an den Wänden.

In diesem Augenblick sah Gerda auf und blickte den Mann an.

„Nun?" fragte er. „Wirst du wieder einmal kommen? Hat es dir bei mir ein wenig gefallen? Und was werden deine Eltern sagen?"

Gerda schwieg.

„Und dein guter Vater auch — —"

Gerda schwieg noch immer. Nur ihr großer Blick hing an seinem Gesicht.

Da fragte er nichts mehr. Eine leichte Unruhe hatte ihn ergriffen. Er wollte aufstehen. Aber da fühlte er den kleinen Mädchenarm auf dem seinen.

„Du", sagte sie, „Onkel Malten — — warum hast du denn keine Frau?"

Eine leichte Röte huschte über sein Gesicht. Gut, daß die Lampe brannte. Ihr weicher Schein verwischte alle Umrisse. Von draußen, durch die geöffneten Fenster strömte der starke Duft frischen Heues in das Zimmer. In den nahen Wäldern spielte ein leichter Abendwind. Und den Abendstern konnte man ganz deutlich sehen. Er spazierte geradeswegs über den Kamm des Schroffensteins.

Alles, alles ringsum auf der Welt — — hatte keine Beziehung mehr zu ihm — — nur diese eine Frage — — diese eine Frage, von einem Kinde gestellt . . .

„Hast du gehört?" fragte Gerda wieder. „Warum sagst du nichts?"

Ja, warum sagte er nichts? Figuren und Erlebnisse flatterten an ihm vorüber, und dann trat aus dem Kreiseln plötzlich eine Gestalt. Ein Mädchen, ein stilles, anmutiges Geschöpf. Nicht weit von ihm, in derselben Straße. Und er würde morgen . . .

„Du mußt jetzt schlafen gehen, Gerda, es ist spät", sagte Malten, und er sagte es jetzt in einem Ton, der keine Widerrede duldete. Gerda gehorchte. Der Einsame aber blieb an diesem Abend noch lange wach und saß sinnend vor dem Fenster.

Am nächsten Morgen, als er mit Gerda zum Bahnhof ging, stand wieder das Fräulein Christa vor der Tür. Es klingelte wieder, aber Christa hörte es nicht.

„Sie will Ihnen „Auf Wiedersehen" sagen, Fräulein Meinhelm. Gerda reist heute in die Stadt zurück", sagte er.

„Dann will ich dir etwas mitgeben. Geh in den Laden, Gerda!"

„Jetzt werden Sie wieder allein sein, Herr Malten", sagte Christa und sah ihn an. „Ganz allein . . ."

Er schwieg.

„Warum wollen Sie denn immer allein sein?"

Da blickte er auf. „Christa", sagte er, „Fräulein Christa . . . darf ich Sie heute abend erwarten? Ja? Bestimmt?"

„Ganz bestimmt, Herr Malten."

Sie reichten sich die Hände. Dann schritt Malten weiter mit Gerda, brachte sie an den Zug und freute sich den ganzen lieben Tag auf diesen Abend, den er gefürchtet hatte mit seiner Einsamkeit und der ihm jetzt etwas viel Schöneres versprach — für das ganze Leben . . .



Bunte Chronik



Ein Rührei von 24 000 Eiern.

In der Nähe von Autun in Frankreich stürzte ein Lastkraftwagen mit 2000 Dutzend Eiern und einigen hundert Kilogramm Butter in einen Graben und geriet in Brand. Die beiden Fahrer des Wagens wurden von einem vorbeifahrenden Mann zum Glück gerettet. Der ganze Inhalt des Wagens verwandelte sich aber durch das Feuer in ein gebratenes Rührei von kolossalem Ausmaß, das allerdings von den Flammen völlig verzehrt und so zerstört wurde. Schade!

*

Das Kunstwerk in der Wäschekammer.

Es ist selten geworden, daß heute noch ein Kunstwerk in einer Rumpelkammer oder in einem einsamen Dorf gefunden wird. Die Kunstliebhaber und die Kunstwissenschaftler haben sozusagen auch die letzten Winkel durchsucht. Überraschungen kann man nicht allzu viel mehr erwarten. Trotzdem gab es in diesen Tagen eine solche Überraschung in Paris. In der Ecke einer dunklen Wäschekammer wurde ein Gemälde entdeckt. Man ließ es reinigen und fand, daß es sich um ein Bild des holländischen Malers van Delft handelt, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts lebte. Das Bild stellt „Die Jünger in Emmaus" dar.



Lustige Ecke



Neuzeitlich.



„Die sind schön dumm, daß sie sich abquälen!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.